

Meine sehr verehrten Damen und Herren,

liebe Bürgerinnen und Bürger,

geschätzte Protestantinnen und Protestanten, liebe Christen, liebe Andersgläubige und liebe Nichtgläubige,

und nicht zu vergessen: ein herzliches Willkommen den kleinen Populistinnen und Populisten in uns allen,

es ist mir eine große Ehre in meiner Geburtsstadt Nürnberg, zumal als Katholik, in der Sebalduskirche, in der ältesten Pfarrkirche Nürnbergs, sprechen zu dürfen. Und wissend um Ihr entstehendes Misstrauen: Ja, ich bin gebürtiger Franke, aber da der Vater aus Köln stammt, die Mutter aus Thüringen, die Ehefrau Münchnerin ist und der Arbeitsplatz in Augsburg liegt, haben sich die Dialekteinflüsse offensichtlich weitgehend gegenseitig neutralisiert.

Erlauben Sie mir drei biographische Bezugspunkte, drei Orte in Bayern, in Verbindung zum heutigen Thema zu setzen:

Ich bin in Nürnberg geboren, in der Stadt, in der vor fast 500 Jahren das Nürnberger Religionsgespräch geführt wurde. Wie Sie wissen, waren es mehrere Gespräche, die im März 1525 zwischen Altgläubigen und Evangelischen im Großen Saal des alten Nürnberger Rathauses stattfanden. Mehrere Gespräche: immer wieder aufs Neue eine offene, eine streitbare Auseinandersetzung zwischen Menschen mit sehr unterschiedlichen Vorstellungen. Noch dazu, wie es heißt, bei geöffneten Fenstern! Ein auch heute noch beeindruckendes Bild für das, was es für den Zusammenhalt einer Gesellschaft braucht: Streit im Sinne einer offenen Auseinandersetzung.

Ich lebe in München. In der Stadt, in der nach der „Confessio Augustana“, dem Augsburger Religionsfrieden von 1555, die Evangelischen in der Stadt ihre Duldung verloren. Es galt: „wessen Gebiet, dessen Religion“. Dementsprechend mussten sich die Münchner Bürger zum Katholizismus bekennen – oder auswandern. Der Zwang, sich einer Religion anzuschließen, und die Separierung von Menschen unterschiedlichen Glaubens, ist aus meiner Sicht nicht nur ein Beispiel für das Gegenteil von Freiheit, sondern auch ein Beispiel für Streitvermeidung, etwas, was auf Dauer nicht funktionieren kann – und auch nicht funktioniert hat.

Ich arbeite in Augsburg, der Stadt, in welcher der Augsburger Religionsfrieden verkündet wurde und in der seit 1650 das Hohe Friedensfest gefeiert wird. Der Ursprung geht auf den Westfälischen Frieden von 1648 zurück, der das Ende der Unterdrückung der Protestanten während des Dreißigjährigen Krieges einleitete. Die evangelische Bevölkerung der Freien Reichsstadt Augsburg feierte am 8. August 1650 ihr erstes Hohes Friedensfest zum Dank dafür, dass ihr wieder volle Religionsfreiheit garantiert war. Ein Fest, welches in Augsburg bis heute gefeiert wird. Was für ein schönes Symbol für das Ende eines fürchterlichen feindseligen Streits.

Fast 500 Jahre liegt das Nürnberger Religionsgespräch zurück. Wenn ich heute anlässlich der Reformationsfeier über Streit, Streitvermeidung und feindseligen Streit spreche, mache ich dies vor dem Hintergrund, dass sich Katholische und Evangelische im Alltagsleben hierzulande so an die 450 Jahre, also 90% dieses halben Jahrtausends im Wesentlichen in herzlicher Abneigung verbunden waren.

Ein Grund für diese lange andauernde herzliche Abneigung ist aus meiner Sicht die unselige Wechselwirkung zwischen Streitvermeidung und feindseligem Streit. Eine unselige Wechselwirkung, die wir nicht nur in der Kirche, sondern auch in unserer Gesellschaft insgesamt beobachten können.

Vielleicht hat die Journalistin Mareike Nieberding recht damit, wenn sie schreibt: „Im Grunde haben wir das Streiten gar nicht verlernt: Man hat es uns nie beigebracht.“

Einen wichtigen Gedanken möchte ich noch voranstellen. Die Herausforderung, offene Auseinandersetzungen ohne Feindseligkeit zu führen, ist kein Problem. Sie ist kein Problem, sie ist ein Dilemma.

Was ist damit gemeint? Die Herausforderung, offene Auseinandersetzungen ohne Feindseligkeit zu führen, ist nicht dauerhaft lösbar. Auch dann nicht, wenn wir uns anstrengen. Es handelt sich um ein Dilemma: So wichtig die offene Auseinandersetzung ist, so wichtig ist es auch, Grenzen zu akzeptieren. Respektieren wir keine Grenzen, wird die offene Auseinandersetzung immer mehr zum feindseligen Streit. Und entziehen wir uns aus Angst vor Feindseligkeit der offenen Auseinandersetzung, werden wir zu Streitvermeidern, was auf Dauer die gleichen Konsequenzen wie feindseliger Streit hat.

Was ist der Unterschied zwischen Problem und Dilemma? Der Kommunikationsforscher Friedemann Schulz von Thun formuliert es so:

„Probleme sind manchmal in dem Sinne lösbar, dass das Problem danach behoben ist – wenn man es nur richtig anstellt. Wenn mein Auge sich entzündet hat, weil ein Fremdkörper eingedrungen ist, dann ist dieses Problem nach fachärztlicher Beseitigung des Fremdkörpers bald behoben. Aber gerade bei Krankheiten geraten Ärztin und Patient häufig in ein Dilemma hinein. Jede Lösung hat ihre Risiken und Nebenwirkungen, hat neue Probleme im Schlepptau.“

Ein Problem ist es, wenn ich einen unangenehmen Splitter im Auge habe und die Ärztin zu mir sagt: „Kann ich entfernen. Halten Sie bitte kurz still.“

Ein Dilemma ist es, wenn ich einen unangenehmen Splitter im Auge habe und die Ärztin zu mir sagt: „Den Splitter kann ich entfernen. Es besteht aber das Risiko, dass Sie auf dem Auge erblinden.“

Sowohl grundsätzlich bezogen auf Werte als auch konkret in der Politik, in der Pädagogik, in der Kommunikation und auch beim Streiten haben wir es meist nicht mit Problemen, sondern mit Dilemmata zu tun.

Mein Thema heute ist das Dilemma, welches mit der Herausforderung verbunden ist, offene Auseinandersetzungen ohne Feindseligkeit zu führen.

In meinem Vortrag mit dem Titel **„Zwischen Streitvermeidung und feindseligem Streit – Warum wir Streitförderer und Streitschlichter brauchen“** möchte ich in drei Schritten vorgehen, und damit auch dem Motto des Jubiläums 500 Jahre Nürnberger Religionsgespräch folgen: Streit. Macht. Zukunft:

Streit: In einem ersten Schritt möchte ich betonen, dass feindseliger Streit auf Dauer ebenso wenig eine Lösung sein kann wie Streitvermeidung. Ziel muss immer wieder aufs Neue ein Ringen um eine streitbare Auseinandersetzung ohne Feindseligkeit sein. Und hierfür brauchen wir sowohl Streitschlichter als auch Streitförderer.

Macht: Um Macht zu sichern, wird Streit oft unterdrückt und manchmal auch bewusst feindseliger Streit gefördert. Mit Blick auf unsere heutige Gesellschaft frage ich im zweiten Schritt: Wer hindert uns an der offenen Auseinandersetzung ohne Feindseligkeit? Wer unterdrückt heute den Streit und fördert den feindseligen Streit? Hier werde ich dann auch auf die schon in der Begrüßung angesprochenen kleinen Populistinnen und Populisten in uns selbst eingehen.

Zukunft: Im dritten und letzten Schritt wird es um die Frage gehen: Wie können wir als Bürgerinnen und Bürger, als Menschen verschiedenen Glaubens und mit unterschiedlichen Wertvorstellungen dazu beitragen, feindseligen Streit zu schlichten und Streit als Ausdruck von Wertschätzung zu fördern?

Ich komme zum ersten Punkt: Streit.

Streit und -Streitkultur waren im Christentum lange Zeit mit dem auch militärischen Kampf für den rechten Glauben verknüpft, mit Glaubensstreitern.

Der Berliner Historiker Heinz Schilling schreibt in diesem Zusammenhang über die Reformation und Martin Luther:

„Im Unterschied zu den Glaubensstreitern war Luther nie ein Kriegsheld. Sein Metier war der Meinungsstreit, konkret der Streit mit dem und um das Wort Gottes. Als sein Landesherr daran ging, die Mauern der Residenzstadt Wittenberg zu einer Festung auszubauen, dichtete Luther ‚Eine feste Burg ist unser Gott‘ und mahnte damit den Fürsten, von seiner militärischen Rüstung zu lassen, denn ‚es streit für uns der rechte Mann, den Gott hat selbst erkoren.‘ Das war ein Aufruf zum geistigen Streit.“

Ein Aufruf zum geistigen Streit!

Und weiter schreibt der Historiker Schilling:

„Die Oberhand behielten aber auf beiden Seiten die Hardliner, die die theologischen Streitpunkte fundamentalistisch deuteten und eine gewaltsame Entscheidung betrieben. Die verheerenden Glaubens- und Staatenkriege hielten Europa über mehr als drei Jahrzehnte in Atem und trieben die christliche Zivilisation wiederholt an den Rand der Selbstvernichtung.“

Ganz ähnlich formuliert es die ehemalige Bundeskanzlerin Angela Merkel in ihrer Rede zum 500. Jahrestag der Reformation in der Lutherstadt Wittenberg am 31. Oktober 2017:

„Wir haben ja nicht vergessen, dass die Reformation nicht der Auftakt zu einer identitätsstiftenden Friedens- und Freiheitsgeschichte war, sondern dass ihr zunächst eine lange Konfliktgeschichte folgte, in der die Konfessionskriege furchtbares Leid über Europa brachten.“

Das Christentum hat in den letzten 500 Jahren auf sehr schmerzhaft Weise die Folgen feindseligen Streits kennengelernt und etwas sehr Grundlegendes erkannt: Feindseliger Streit ist keine Lösung.

Noch einmal der Historiker Schilling:

„Das Christentum selbst hatte die Wendung vom Willen zur Konfrontation zum Willen zu Verträglichkeit und Frieden vollzogen. Aus ‚Maria von Kampf und Sieg‘ war Maria die Friedensgöttin geworden. Man richtete nicht mehr die Spitze des Schwertes gegeneinander, sondern stellte sich gemeinsam unter die Friedenstaube der Arche Noah als Zeichen des säkularen, vor allem aber des heiligen Friedens zwischen Gott und den Menschen wie den Menschen und der Schöpfung.“

Mit anderen Worten: Das Christentum wurde im eigenen Selbstverständnis zum Streitschlichter.

Im März dieses Jahres war ich in der Evangelischen Akademie Bad Boll auf einem Streitschlichterkongress eingeladen. 100 Streitschlichtern wurde ich vor meinem Beitrag mit den Worten vorgestellt: „Das ist Dr. Boeser. Aus Bayern. Er ist ein Streitförderer.“ – Ich habe schon in wohlwollendere und freundlichere Gesichter geblickt.

Den Streitschlichtern habe ich in meinem Beitrag zunächst gesagt, wie ich Streit definiere: Streit ist für mich die offene Auseinandersetzung über unterschiedliche Meinungen. Streit kann feindselig sein – Streit muss aber nicht feindselig sein.

Auf Basis dieser Definition habe ich die Streitschlichter zu einem Gedankenexperiment eingeladen: Was wäre, wenn wir Meinungsverschiedenheiten in unserer Gesellschaft gar nicht mehr austragen würden, überhaupt nicht mehr streiten würden? Und: Was wäre, wenn wir Meinungsverschiedenheiten in unserer Gesellschaft immer feindselig austragen würden?

In Kleingruppen entwickelten die Streitschlichter Plakate, in denen sie sich mit beiden Varianten des Gedankenexperiments auseinandersetzten und kamen zu einem verblüffenden Ergebnis: „Da kommt ja jeweils das Gleiche heraus!“ Und in der Tat: Verdichtet man die Ergebnisse des Gedankenexperiments, kommt etwas heraus, was sehr schön auch den Forschungsstand zum Thema Streit beschreibt:

- Streitvermeidung macht unzufrieden,
- Streitvermeidung verhindert Kreativität,
- Streitvermeidung zerstört soziale Beziehungen und
- Streitvermeidung schwächt den Zusammenhalt unserer Gesellschaft.

Ebenso gilt:

- Feindseliger Streit macht unzufrieden,
- feindseliger Streit verhindert Kreativität,
- feindseliger Streit zerstört soziale Beziehungen und
- feindseliger Streit schwächt den Zusammenhalt unserer Gesellschaft.

Streitvermeidung hat auf Dauer also die gleichen problematischen Konsequenzen wie feindseliger Streit. Sowohl Streitvermeidung als auch feindseliger Streit machen unglücklich, verhindern Kreativität, zerstören soziale Beziehungen und schwächen den Zusammenhalt unserer Gesellschaft.

Hinzu kommt noch die schon angesprochen Wechselwirkung: Feindseliger Streit führt zu Streitvermeidung. Und Streitvermeidung führt zu feindseligem Streit. Ein Teufelskreis, in dem

der eine Fehler zum anderen Fehler führt und beide Fehler sich gegenseitig immer weiter verstärken.

Das Gedankenexperiment macht deutlich: Nicht Streit an sich ist das Problem. Vielmehr sind sowohl Streitvermeidung als auch feindseliger Streit auf Dauer zerstörerisch.

Die theoretische Konsequenz ist einfach: Lasst uns ohne Feindseligkeit die offene Auseinandersetzung suchen und führen!

Doch daran werden wir oftmals gehindert, was im zweiten Punkt meiner Ausführungen in den Blick genommen wird.

Sprechen wir über Macht.

Macht wird von dem großen Soziologen Max Weber wie folgt definiert, ich zitiere: „Macht bedeutet jede Chance, innerhalb einer sozialen Beziehung den eigenen Willen auch gegen Widerstreben durchzusetzen, gleichviel worauf diese Chance beruht.“

Martin Luther forderte die Mächtigen heraus und hinterfragte deren Machtbasis, also das, worauf ihre Chance beruht, sich gegen Widerstreben durchzusetzen. Er stellte die römische Kirche, deren Repräsentanten und den von ihnen formulierten Anspruch in Frage, irdisches Bodenpersonal samt Stellvertreter Gottes zu sein.

Auf diese, aus Sicht der Mächtigen, Ungeheuerlichkeit wurde mit dem Versuch reagiert, den Streit zu unterdrücken. Wir erinnern uns: Auch das Nürnberger Religionsgespräch erfolgte nicht in einem Rahmen, in dem die offene Auseinandersetzung gefördert wurde, es herrschte ein Disputationsverbot, verhängt von Kaiser Karl V.

Streitvermeidung kann auf Dauer jedoch nicht funktionieren.

Als die Reformation immer erfolgreicher war, setzte man auf die Förderung des feindseligen Streits, auf die Gegenreformation. Offensiv, oder besser, repressiv versuchte die katholische Kirche die Rekatholisierung protestantischer Regionen mit Hilfe des katholischen Kaisers und abhängiger Herrscher durchzusetzen. Auch hier ist die weitere Entwicklung bekannt.

Sie merken: Sowohl die Unterdrückung von Streit als auch die Förderung von feindseligem Streit kann eine Strategie zur Machtsicherung sein.

Wie ist heute die Situation? Wer unterdrückt heute den Streit und wer fördert den feindseligen Streit?

Es sind die Populisten, die den Streit unterdrücken und den feindseligen Streit fördern – allerdings nicht nur die Populisten, an die Sie jetzt vielleicht denken, es sind gerade auch die kleinen Populistinnen und Populisten in uns allen. Was meine ich damit?

Als der Philosoph Jürgen Wiebicke im Sommer 2015 durch Deutschland wandert und das Gespräch mit Menschen sucht, die ihm zufällig begegnen, beschreibt er unser Land als „nervöses Land“. Seither ist viel passiert, was diese Nervosität weiter gesteigert hat, unter anderem: die Corona-Pandemie, während der Familien und Freundschaften zu Bruch gingen; Massendemonstrationen gerade junger Menschen für Klimaschutz und die Kontroverse unter den Demonstranten, welche Protestformen angesichts der Klimakrise angemessen, notwendig oder zwingend sind; die Aktionen der Letzten Generation, als sich Klimaschutzaktivisten auf der Straße festklebten und von wütenden Autofahrern unter Beifall mit dem Inhalt einer

Wasserflasche übergossen oder gar verprügelt wurden; der Angriff Russlands auf die Ukraine, der nach vielen Jahrzehnten den Krieg zurück nach Europa brachte; der terroristische Angriff der Hamas auf Israel mit der Geiselnahme hunderter Zivilisten und darauf folgend eine Eskalationsspirale, die Leid und Verzweiflung über Menschen in weiteren Ländern gebracht hat; Demonstrationen auf deutschen Straßen, wo manche das Existenzrecht Israels in Frage stellten; islamistische Aufmärsche in Nordrhein-Westfalen, bei denen die Errichtung eines Kalifats gefordert wurde sowie eine immer feindseliger geführte Diskussion über Einwanderung und Integration.

Es ist nicht besonders kühn zu behaupten, dass wir auch heute in einem nervösen Land leben. Die Nervosität, die Wiebicke benennt, hat in den letzten Jahren weiter zugenommen.

Was bedeutet es, in einem nervösen Land zu leben? Nervosität meint eine innere Unruhe, eine Verringerung oder den Verlust von Gelassenheit. Nervosität ist ein Zustand gesteigerter Reizbarkeit und rascher Erschöpfbarkeit. Offene Auseinandersetzungen zwischen nervösen Menschen erhöhen diese Reizbarkeit und verstärken die Erschöpfung.

Es entsteht immer mehr die Wahrnehmung einer gespaltenen Gesellschaft und eine wiederum nervös geführte Debatte über diese Spaltung. Dabei sind die Unterschiede weit weniger groß, als es gemeinhin angenommen wird. Der in Berlin lehrende Soziologe Steffen Mau:

„Laut unserer Forschung gibt es eine relativ stabile, ideologiefreie Mitte. Die überwältigende Mehrheit der Gesellschaft empfindet den Klimawandel und Ungleichheit als schlecht, Diversität und Migration mit Einschränkungen als gut.“

Wodurch entsteht dann die Wahrnehmung einer polarisierten Gesellschaft? Steffen Mau:

„Der Eindruck entsteht dadurch, dass extreme Positionen und emotionale Aussagen mehr Aufmerksamkeit bekommen als die moderaten. Weniger am Esstisch, Gartenzaun oder im Kegelverein, aber Talkshows werden so besetzt, Überschriften geschrieben und die Algorithmen sozialer Medien werden so entwickelt. Wenn gleichzeitig die breite Mitte der Gesellschaft eher still ist und auch nicht angehört wird, entsteht das Gefühl, die Gesellschaft sei gespalten.“

Der bestehende Konsens wird bei vielen wichtigen Fragen, so Steffen Mau, überlagert. Zitat: „Werden bestimmte Triggerpunkte berührt, verschärft sich schlagartig die Debatte.“ Ein Beispiel: „Gleichstellung ja, aber bitte keine Gendersprache!“

Deutschland ist im europäischen Vergleich *nicht* überdurchschnittlich polarisiert, so die Ergebnisse der Studie „Polarisierung in Deutschland und Europa“. In den meisten europäischen Ländern zeigt sich aber eine problematische Entwicklung, so die Autorinnen und Autoren der Studie, ich zitiere:

„Diskurse verschärfen sich nicht nur, sie verlaufen auch zunehmend emotional aufgeladen. Nicht selten gehen sie mit Empörung, Hass und Diffamierung Andersdenkender einher und erschweren demokratische Willensbildungs- und Entscheidungsprozesse.“

Es geht also nicht nur um die bestehenden Einstellungsunterschiede bei politischen Themen, sondern auch um die emotionale Dimension gesellschaftlicher Kontroversen. Die stärkste emotionale Polarisierung gibt es in Deutschland bei den Themen Klimawandel, Pandemie und Zuwanderung. Insofern überrascht es auch nicht, dass die Wähler von AfD und Grünen deutlich

stärker polarisiert sind als andere, sind ihnen diese drei Themen doch besonders wichtig. Die Autoren der Studie, ich zitiere:

„Wählerinnen und Wähler von AfD und Grünen weisen in Deutschland das höchste Maß an Polarisierung auf, tendieren also am stärksten dazu, Personen mit abweichenden Meinungen negativ zu bewerten.“

Was ist das populärste Format in der außerschulischen politischen Bildung? Es ist das Argumentationstraining gegen Stammtischparolen. Engagierte Bürgerinnen und Bürger möchten dort lernen, wie sie sich gegen Stammtischparolen, gegen Populismus argumentativ behaupten können.

Ein Teilnehmer eines Workshops, ein sehr kluger Anwalt, ehrenamtlich engagiert in einem Helferkreis, formulierte die Motivation für seine Teilnahme mit den Worten, ich zitiere: „Ich möchte diese engstirnigen Menschen austricksen, damit sie die Wahrheit erkennen.“

Weil das Zitat so aufschlussreich ist, noch einmal: „Ich möchte diese engstirnigen Menschen austricksen, damit sie die Wahrheit erkennen.“

Das Problem: Diese Aussage selbst ist in hohem Maße populistisch, hier spricht der kleine Populist, den Sie vielleicht auch in sich selbst entdecken können!

Was verstehe ich unter Populismus? Ich orientiere mich hier an dem Politikwissenschaftler Jan-Werner Müller. Der Politikwissenschaftler schreibt:

„In der einen oder anderen Weise erheben alle Populisten den Anspruch, sie und nur sie allein repräsentierten das, was sie oft als das ‚wahre Volk‘ oder als die ‚schweigende Mehrheit‘ bezeichnen.“

Dieser Alleinvertretungsanspruch hat Folgen: Zum einen wird damit jeder Gegenmeinung die Legitimation abgesprochen, da sie gegen die Interessen des Volkes gerichtet sei. Und zum anderen werden Menschen dadurch ausgegrenzt, wenn es heißt, sie würden nicht zum „wahren Volk“ gehören. Sie werden damit zu Bürgern zweiter Klasse degradiert.

Letztlich stellt diese arrogante Selbstgerechtigkeit eine Haltung dar, die feindseligen Streit hervorbringt. Populisten an der Macht sind für eine Demokratie deshalb auch sehr gefährlich. Denn da sie ja angeblich für „das Volk“ sprechen, handeln Bürger, die gegen die Regierung auf die Straße gehen, gegen „das Volk“. Unterstellt wird dann, dass es sich entweder um ausländische Agenten oder um manipulierte Verirrte handelt. Und wenn das Ergebnis einer Wahl nicht im Sinne eines Populisten ist, dann muss wohl diese Wahl manipuliert worden sein. Jan-Werner Müller:

„Wenn die schweigende Mehrheit sprechen kann, müssen die Populisten definitionsgemäß immer bereits an der Macht sein; sind sie nicht an der Macht, so haben wir es nicht mit einer schweigenden, sondern einer zum Schweigen gebrachten Mehrheit zu tun.“

So viel zu den Populisten. Jetzt noch einmal die Aussage des Anwalts, der ein Argumentationstraining gegen Stammtischparolen besucht, um sich gegen Populismus zu wappnen. Sein Ziel: „Ich möchte diese engstirnigen Menschen austricksen, damit sie die Wahrheit erkennen.“

Sie bemerken die Parallelen, Sie erkennen die arrogante Selbstgerechtigkeit, die in dieser Aussage steckt.

Was ist das Attraktive an Populisten? Populismus im Sinne eines selbstgerechten Absolutheitsanspruchs vermittelt eine Wahrheit, vereinfacht das Leben, strukturiert die komplizierte politische Welt, vermittelt das gute Gefühl, auf der richtigen Seite zu stehen und klärt die Schuldfrage auf angenehme Weise: Schuld sind die anderen. Populismus gibt also Sicherheit. Und dies ist der zentrale Grund, warum wir alle populistischer sind, als wir es vielleicht von uns selbst denken, quasi einen kleinen Populisten in uns tragen. Attraktiv an dem Anspruch, für das Volk zu sprechen, ist, dass wir unsere eigene Position nicht hinterfragen müssen. Wahlweise ist es dann nicht das Volk, für das wir zu sprechen vorgeben, sondern etwas, was der gesunde Menschenverstand gebietet, was aufgrund der Faktenlage die einzig richtige Entscheidung ist, oder, ganz schlicht, was einfach die Wahrheit ist.

Der Aufklärungsphilosoph Voltaire bemerkt zu diesem Thema sehr treffend, ich zitiere: „Zweifel ist zwar kein angenehmer geistiger Zustand, aber Gewissheit ist ein lächerlicher.“

Wer hindert uns heute also an der offenen Auseinandersetzung, wer trägt dazu bei, Streit zu vermeiden? Und wer fördert heute den feindseligen Streit? Eine Antwort auf beide Fragen: Es ist auch die kleine Populistin, der kleine Populist in uns allen.

Hinzu kommt aber noch etwas Anderes, hinzu kommen die sogenannten Polarisierungsunternehmer, wie sie der Soziologe Steffen Mau nennt. Fühlen sich Menschen aufgrund einer vermeintlichen oder tatsächlichen Mehrheitsmeinung zum Schweigen verdammt, empfinden sie es als sehr befreiend, wenn ihre Meinung von „Polarisierungsunternehmern“ sehr laut und provokant formuliert wird, wenn sie sich endlich einmal verstanden fühlen. Polarisierungsunternehmer profitieren von dem heute weit verbreiteten Gefühl, die eigene Meinung nicht sagen zu können. Sie verschärfen den Konflikt und haben kein Interesse an einer offenen Auseinandersetzung ohne Feindseligkeit, da gerade die Polarisierung ihnen die Aufmerksamkeit schenkt, die sie benötigen.

Die Polarisierungsunternehmer profitieren von dem Teufelskreis zwischen Streitvermeidung und feindseligem Streit. Lassen Sie mich diesen Teufelskreis an einem Beispiel erläutern.

Eine wahre Begebenheit: An einem Gymnasium erklärt ein Schüler der Schulleitung, er möchte künftig als Schülerin angesprochen werden. Die Schulleitung betont ihre Unterstützung und teilt das Anliegen der Schülerin gemeinsam mit dem Klassenlehrer der Schulklasse mit. Weiter thematisiert wird diese Angelegenheit nicht. Die Mitschülerinnen und Mitschüler scheinen den Wunsch der Schülerin zu respektieren. Unter der Oberfläche dieses Respekts kommt es jedoch immer wieder zu diskriminierenden und feindseligen Äußerungen gegenüber der Schülerin. Ein Schüler äußert beispielsweise in der Klasse, ich zitiere: „Wird Zeit, dass Dir jemand die Perücke anzündet!“

Die Lautstärke ist so gewählt, dass die Lehrkraft nichts mitbekommt. Als sich derartige Angriffe häufen, wenden sich zwei Schülerinnen an den Vertrauenslehrer. Dieser sucht das Gespräch mit denjenigen, die sich abwertend gegenüber der Mitschülerin geäußert haben und verwarnt diese. Daraufhin werden die Feindseligkeiten weniger. Für die Schülerin wird die Situation insgesamt jedoch immer schwieriger. In einem Klassenchat schreibt sie, ich zitiere einen Auszug aus der Nachricht, deren Verwendung mir von der Schülerin erlaubt wurde:

„Ich bin nicht transgender, um euch zu provozieren! Ich habe mir das nicht ausgesucht!!! Ich leide jeden Tag unter meinem Körper und Ihr habt nichts Besseres zu tun, als hirnlose Beleidigungen abzugeben und mich zu verletzen, nur um nicht selbst ins Feuer zu geraten! Ich bin so verückt enttäuscht von allen Leuten, die mich haben fallen lassen, um bei anderen gut anzukommen! Lernt Euch Eure eigene Meinung zu bilden und zeigt mal ein bisschen Selbstbewusstsein, anstatt komplett peinlich der Allgemeinheit hinterherzudackeln, nur um nicht selbst ausgelacht zu werden!“

Die Geschichte der Schülerin ist kein Einzelfall. Immer mehr Schulleiterinnen und Schulleiter sind mit dem Thema Transgender konfrontiert. Und ähnlich wie in dem realen Beispiel stellt sich die Frage, wie Schulen damit umgehen sollen.

Seit 2024 gibt das Selbstbestimmungsgesetz jedem das Recht, beim Standesamt seinen Namen und seinen Geschlechtseintrag zu ändern. Dies gilt auch für Minderjährige ab 16 Jahren, wenn die Eltern zustimmen. Die Befürworter sehen darin einen wichtigen Beitrag zum Schutz der Menschenwürde der Betroffenen. Die Kritiker warnen vor Beliebigkeit bei der Kategorie Geschlecht und fürchten die damit verbundene Verunsicherung.

Im ausgeführten Beispiel der Schülerin wurde die offene Auseinandersetzung über das Thema nicht gesucht, der Streit wurde vermieden. Selbstverständlich kann man argumentieren, dass damit die Schülerin geschützt werden sollte. Doch dieser sicherlich nötige Schutz, kann die Vermeidung einer offenen Debatte, die ja auch unabhängig von konkreten Betroffenen geführt werden kann, nicht erklären.

Aber muss man diejenigen, die das Selbstbestimmungsgesetz in Frage stellen, überhaupt ernst nehmen? Bemerkenswert ist hier die Antwort der Bundesregierung aus dem Jahr 2007 auf eine „Kleine Anfrage“, ich zitiere:

„Nach dem Kenntnisstand der Bundesregierung besteht eine relativ weit gehende Übereinstimmung darüber, dass eine frühe eindeutige Festlegung des Geschlechts die Entwicklung einer stabilen Geschlechtsidentität erleichtert. Eine stabile Geschlechtsidentität ist für die allgemeine psychische Entwicklung und Identitätsbildung wichtig und hilfreich. Zwar ist das, was in einer bestimmten Kultur als männlich und weiblich gilt, Veränderungen unterworfen, dennoch erscheint die nicht nur in westlichen Kulturen vorherrschende Einteilung in zwei Geschlechter ein weit verbreitetes und starkes Bedürfnis darzustellen.“

Vielleicht lässt sich mit Blick auf diese sehr klare Positionierung der Bundesregierung vor weniger als 20 Jahren auch das folgende Ergebnis der Mitte-Studie 2022/2023 besser einordnen: Gefragt wurde in der letzten Mitte-Studie unter anderem, ob man der Aussage zustimme, ich zitiere: „Ich finde es albern, wenn ein Mann lieber eine Frau sein will oder umgekehrt, eine Frau lieber ein Mann.“

Knapp zehn Prozent der Befragten stimmen dieser Aussage voll und ganz zu, knapp acht Prozent stimmen der Aussage eher zu und über 16 Prozent stimmen der Aussage teils/teils zu. Insgesamt sind das mehr als 1/3 der Befragten, die hier zumindest teilweise zustimmen. Mehr als 1/3 der Befragten, die der Aussage zumindest teilweise zustimmen, sie fänden es „albern“, wenn ein Mensch sein Geschlecht ändern möchte.

Und bei einem solchen Thema wird die offene Auseinandersetzung beispielsweise in Schulen vermieden? Ernsthaft? Wie lässt sich das erklären?

Viele Schulleiterinnen und Schulleiter haben bei diesem Thema Angst vor einer offenen Auseinandersetzung. Auch viele Bürgerinnen und Bürger empfinden die Debatte über Intersexualität als so vergiftet, als so feindselig, dass sie das Thema lieber vermeiden. Das hat auch damit zu tun, dass Polarisierungsunternehmer hier besonders profitabel agieren können. So setzen Rechtsextremisten provokant gegen den Pride Month, also den Gedenkmonat für Lesben, Schwule, Bisexuelle und Transgender, den Stolz-Monat. Und Maximilian Krahl, der bei der Europawahl 2024 Spitzenkandidat der AfD war, nennt die deutsche Fußballnationalmannschaft vor dem Start der Europameisterschaft auf TikTok eine, ich zitiere, „politisch korrekte Söldnertruppe“. Die EM, so Krahl, sei ihm egal. Krahl wörtlich, ich zitiere: „Es ist die Regenbogenmannschaft, die Pride-Mannschaft. Wir können es ignorieren.“

Die Reaktionen darauf? Wer als Betroffene, als Betroffener, als Mensch mit einer queeren Identität so etwas liest, hat gewiss keine Lust auf Gespräche mit AfD-Sympathisanten. Die erlebte Feindseligkeit führt zur Streitvermeidung und mittelfristig zu noch mehr Feindseligkeit, beispielsweise auch zur Ausgrenzung Andersdenkender.

Und tatsächlich ist auch die Ausgrenzung derjenigen, die den Polarisierungsunternehmern folgen, in den Konsequenzen sehr problematisch.

In der ARD-Dokumentation „Wir waren in der AfD“ berichten Aussteiger aus der AfD, wie sie ihr soziales Netzwerk verloren haben, als sie anfangen, sich bei der AfD zu engagieren. Man wollte nichts mehr mit ihnen zu tun haben. Paradoxe Weise hat sie dies stärker an die AfD gebunden, die ja nun ihr neues und einziges soziales Bezugssystem war. Sehr eindrucksvoll ist dann auch das Plädoyer eines jungen Mannes namens Marco Schild, AfD-Mitglied von 2017-2021, auf die Frage, wie man reagieren sollte, wenn sich jemand aus dem engeren Umfeld in der AfD engagiere:

„Distanzieren Sie sich nicht von dem Menschen, im Gegenteil: Treten Sie näher an ihn heran, verbringen Sie Zeit mit dem Menschen, verbringen Sie gute Zeit mit dem Menschen. Erleben Sie Dinge, die Sie verbinden.“

So verständlich es ist, dass wir uns aufgrund eigener negativer Erfahrungen nicht positionieren, Streit meiden, das Problem wird dadurch eher noch größer, denn Streitvermeidung führt zu feindseligem Streit. Und am Beispiel der USA lässt sich leider viel zu gut beobachten, welche Auswirkungen dieser Teufelskreis auf den Zusammenhalt einer Gesellschaft hat. Wir müssen uns mit den Populisten kritisch auseinandersetzen – auch mit den kleinen Populisten in uns selbst.

Damit komme ich zum dritten und letzten Punkt, dem Thema Zukunft und der Frage: Wie können wir als Bürgerinnen und Bürger, als Menschen verschiedenen Glaubens und mit unterschiedlichen Wertvorstellungen dazu beitragen, feindseligen Streit zu schlichten und Streit als Ausdruck von Wertschätzung zu fördern?

Zunächst: Wo stehen wir aktuell?

Bezogen auf unsere Gesellschaft insgesamt habe ich schon betont, dass – vorsichtig formuliert – hinsichtlich unserer Streitkultur noch Luft nach oben ist. Wie schaut es mit der Streitkultur in den christlichen Kirchen aus? Die streitbare Schweizer Theologin Béatrice Acklin Zimmermann schreibt im März 2018 in der NZZ,:

„500 Jahre nach den Streitgesprächen zwischen Anhängern der Reformation und der altgläubigen Kirche scheint die Debattierfreude der Kirchen heute an einem kleinen Ort. Während sich die Kontrahenten in den Disputationen zu Leipzig, Zürich und anderswo nichts schenken und mit messerscharfen Argumenten und Aug in Aug mit dem Gegner ihre Sache verteidigten, tendieren die Gruppierungen innerhalb der Kirche – Progressive und Konservative, Liberale und Traditionalisten – heutzutage dazu, sich gegen unliebsame Meinungen abzuschotten und sich im Kokon der eigenen Überzeugungen einzuschließen. Aus streitbaren Christenmenschen sind Drückeberger «vor dem Herrn» geworden.“

Ganz ähnlich der Kirchenhistoriker Thomas Kaufmann im Jahr 2018:

„Sich der Disputationen der Reformationszeit zu erinnern könnte einer öffentlichen Streit- und Debattenkultur dienen, in der wesentliche Fragen unserer Zivilisation und unseres Umgangs mit Religion offen und kontrovers verhandelt würden: Nicht nur die Gesellschaft, auch Kirche und Theologie bedürfen einer Streitkultur, bei der mit offenem Visier ernsthaft um Belangreiches gerungen wird. Wer streitet, dem geht es um etwas. Wenigstens das könnten wir weich gespülten Weichspüler noch von Luther und Konsorten lernen.“

Zugegeben: „Drückeberger vor dem Herrn“ und „weich gespülte Weichspüler“ sind keine besonders freundlichen Formulierungen. Aber manchmal ist auch die polemische Zuspitzung hilfreich, beispielsweise dann, wenn wir uns zeigen wollen. Und das ist eine erste Voraussetzung für eine offene Auseinandersetzung.

So sagt der gerade schon zitierte Göttinger Kirchenhistoriker Thomas Kaufmann auf die Frage: Was ist eine gute Streitkultur à la Luther?:

„Ob Luther jetzt besonders gut gestritten hat, sei dahingestellt. Er ist ein scharfer Polemiker, aber er hat die Dinge auf den Punkt gebracht, hat Probleme angesprochen, hat Klartext geredet. Er hat, wie er in der Auseinandersetzung mit Müntzer formuliert, die Geister aufeinander platzen lassen. Also, er hat nichts unter den Teppich gekehrt, und das finde ich in manchen Situationen außerordentlich wichtig.“

Selbstverständlich genügt es nicht, sich zu zeigen. Für eine offene Auseinandersetzung müssen wir uns auch aufrichtig und ernsthaft für den anderen interessieren. Die ehemalige Bundeskanzlerin Angela Merkel in der schon zitierten Rede zum 500. Jahrestag der Reformation in der Lutherstadt Wittenberg:

„Oft wissen wir zu wenig voneinander. Und gerade aus Unkenntnis drohen allzu leicht Vorurteile und Ressentiments zu erwachsen. Deshalb sind Gelegenheiten für Austausch und Begegnung so wichtig.“

Sich für den Anderen, den Andersgläubenden, den Anderswertenden, den Andersdenkenden, den Andersfühlenden, den Anderswählenden zu interessieren mag auf dem ersten Blick als Herausforderung erscheinen. Aber diejenigen, die sich darauf eingelassen haben, sind davon immer wieder aufs Neue fasziniert. Ein aktuelles Beispiel: Hasnain Kazim ist ein deutscher Journalist und Autor. Kazim ist der Sohn indisch-pakistanischer Eltern, häufiger in Talkshows und immer wieder auch Anfeindungen ausgesetzt. Auf die Aufforderung, er solle zurückgehen, wo er herkomme, antwortet er immer, ich zitiere: „Was soll ich in Oldenburg?“

Kazim hat 2024 ein Buch über seine Radtour durch Deutschland geschrieben. Der Titel des Buches: „Deutschlandtour. Auf der Suche nach dem, was unser Land zusammenhält.“ Gezielt suchte Kazim auf seiner Reise durch Deutschland das Gespräch mit denjenigen, die eine Partei wählen, die ihm maximal fremd ist. Provokant schreibt er:

„Habe ich Verständnis für die Probleme der Menschen? Auf jeden Fall. Bin ich ein AfD-Versteher geworden? Entscheiden Sie selbst! Der Ordner mit den Beschimpfungen und Drohungen ist mir ein Mahnmal. Aber ich habe ihren Wählerinnen und Wählern gerne zugehört. Und manchmal hatte ich den Eindruck: die mir auch.“

Sich gegenseitig gerne zuhören ist oftmals überraschend einfach, wenn wir es nur versuchen.

Damit wir gerne zuhören können, damit wir uns aufrichtig interessieren können, sollten wir auch den Zweifel kultivieren, ganz im Sinne des schon zitierten Voltaire: „Zweifel ist zwar kein angenehmer geistiger Zustand, aber Gewissheit ist ein lächerlicher.“ Und den Zweifel kultivieren sollten wir gerade dann, wenn der kleine Populist in uns rebelliert. Meine Lieblingsfrage an Andersdenkende während der Corona-Pandemie: „Was, wenn Du Dich täuschst? Auch mir selbst habe ich diese Frage gestellt, wieweil der kleine Populist in mir davon gar nicht angetan war.“

In einem sehr besonderen Essay aus dem Jahr 2016 schreibt Angela Merkel unter dem Titel „Mein Luther – Orientierungen für ein politisches Leben“:

„Mit seiner Kritik an einer allzu bequemen Art und Weise, sich selbst zu besinnen und sich zu fragen, ob man noch auf dem rechten Weg ist, hat Luther auf ein vielleicht bleibendes menschliches Phänomen aufmerksam gemacht. Wie der Ablasshandel im Spätmittelalter den Menschen die Pflicht zur täglichen Selbstprüfung abzunehmen schien, so gibt es auch heute manchmal eine Tendenz zu den sehr einfachen Antworten. Luthers Mahnung, dass wir uns täglich fragen müssen, ob die Richtung noch stimmt, darf nicht als übertriebener Selbstzweifel verstanden werden.“

Und weiter schreibt sie, ich zitiere: „Wir Menschen sind nicht perfekt, wir machen Fehler und können irren.“

Vielleicht ist dieser Gedanke auch für eine gute Streitkultur mit das Wichtigste: Wir müssen uns Scheitern zugestehen, auch beim Streiten. Es gibt niemanden, keinen Menschen, auch keinen Kommunikationsexperten, keine Mediatorin, keine Psychologin, der oder die beim Streiten immer alles richtig macht. Wirklich problematisch sind diejenigen, die das von sich behaupten. Deswegen ist es auch empfehlenswert eine gewisse Fehlertoleranz zu haben, egal ob sich der andere oder wir uns selbst einmal im Ton vergreifen. Großherzigkeit statt Kontaktabbruch ist oftmals die bessere Lösung.

Selbstverständlich sollten wir auch über Orte und Räume nachdenken, wo wir Streiten lernen können. Ich stimme der schon zitierten Aussage der Journalistin Mareike Nieberding zu: „Im Grunde haben wir das Streiten gar nicht verlernt: Man hat es uns nie beigebracht.“ Und dafür müssen wir auch konstruktiven Streit erlebbar machen. Wie kann das gehen? Anton Heinen, ein deutscher katholischer Priester und Erwachsenenpädagoge, schreibt 1922:

„Wenn wir doch einmal lernten, uns in stillen Zirkeln zusammenzufinden und über die Fragen der Weltanschauung in wirklich geistiger Weise auszutauschen, dass wir einmal

wieder Ehrfurcht fänden und Achtung vor der Überzeugung anderer, aus der Lebensantriebe hervorgehen, und in der deshalb auch Leben sich bergen muss.“

Ich möchte hier noch einmal zurückkommen auf das Beispiel der Schülerin mit Transidentität. Wie könnte hier ein Begegnungsformat aussehen, welches die offene Auseinandersetzung zu dieser kontroversen Thematik unterstützt?

Ein erster Schritt müsste es sein, Menschen, die hier unterschiedliche Positionen haben, in einer kleinen Vorbereitungsgruppe in die Planung einzubinden, auch hier schon mit Ehrfurcht und Achtung vor der Überzeugung anderer.

Warum ist das so wichtig? Zum einen, damit sichergestellt ist, dass sich wirklich alle eingeladen fühlen und zum anderen damit der Verdacht, hier würde manipuliert, gar nicht erst aufkommen kann. Wichtig wäre es nach meiner Überzeugung die eigentliche Veranstaltung weniger als Podiumsdiskussion, sondern mehr als Face-to-Face-Begegnung zu organisieren. Und ähnlich wie beim Nürnberger Religionsgespräch würde ich es nicht bei einer Begegnung belassen. Vielleicht sollte man beim ersten Gespräch die Fenster noch geschlossen halten. Aber irgendwann sollte man sie dann auch öffnen. Ab wann? Darüber sollte man sich streiten.

Ein letzter Gedanke noch: Was ist für mich persönlich Streit? Streit ist für mich ein Ausdruck von Wertschätzung. Ein Ausdruck der Wertschätzung – der Wertschätzung für uns selbst und der Wertschätzung für den anderen.

Schon vor 2000 Jahren hat Jesus von Nazareth gefordert: „Liebe Deinen Nächsten wie Dich selbst.“ Diese Forderung beinhaltet mehr als „nur“ Nächstenliebe. Sondern sie beinhaltet als Voraussetzung für die Nächstenliebe auch die Selbstliebe. Wer sich selbst verachtet, wird sich mit der Wertschätzung anderer schwertun. Wenn wir uns streiten, machen wir deutlich, dass wir uns selbst zugestehen, eigene Meinungen, eigene Werte und eigene Interessen zu vertreten. Wir machen deutlich, dass wir es uns selbst wert sind, uns zu zeigen.

In Artikel 1 der Allgemeinen Erklärung der Menschenrechte steht: Menschen sollen sich „im Geist der Solidarität begegnen.“ Das bedeutet auch, dass wir zumindest versuchen, vielleicht auch immer wieder aufs Neue versuchen, mit unseren Mitmenschen ins Gespräch zu kommen, mit ihnen zu streiten. Das gilt insbesondere für die sehr kontrovers diskutierten Themen in unserer Gesellschaft. Wir sollten nicht vorschnell unterstellen, dass mit Andersdenkenden ein Streit sinnlos ist. Die zum Teil sehr heftigen Auseinandersetzungen während der Corona-Pandemie haben uns gezeigt, dass sowohl Streitvermeidung als auch feindseliger Streit Beziehungen zerstören können. Die Frage: „Wie können wir auch morgen noch gut miteinander leben?“, stellt sich nicht nur in privaten Beziehungen, sondern auch in der Gesellschaft insgesamt. Wir sollten dem Andersdenkenden mit dem Respekt begegnen, den wir selbst erfahren möchten. Der Medienwissenschaftler Bernhard Pörksen betont: „Demokraten sind bis zum endgültigen Beweis des Gegenteils zum Diskursoptimismus verpflichtet.“

Diskursoptimismus ist für den Umgang mit Menschen im Allgemeinen eine gute Idee. Und für den Umgang mit Menschen, die wir schätzen und lieben, im Besonderen. Hier möchte ich auch noch einmal den Kirchenhistoriker Thomas Kaufmann zitieren:

„Ich denke, das Entscheidende ist ja, dass man, solange man streitet, man einander nicht aufgegeben hat. Solange man streitet, ringt man miteinander und hat einander nicht aufgegeben. Und das ist, glaube ich, der entscheidende Punkt. Wenn man miteinander nicht mehr streitet, das kann man ja auch in menschlichen Beziehungen beobachten,

dann wird es wirklich ernst. Dann hat man einander in gewisser Weise drangegeben. Streiten bedeutet letztlich, in der Hoffnung zu leben, dass man doch wieder zueinanderkommen kann.“

Gestatten Sie mir diesen letzten meines Erachtens so besonderen und so besonders wichtigen Gedanken mit den Worten des australischen Musikers und Schriftstellers Nick Cave zu unterstreichen:

„Ich glaube nicht an einen interventionistischen Gott
Und ich glaube nicht an die Existenz von Engeln
Aber ich glaube an die Liebe
Und ich weiß, dass du das auch tust
Und ich glaube an irgendeinen Weg
Den wir zusammen gehen können, ich und du“

Ich komme zum Schluss und zum Schluss kommend möchte ich Martin Luther zitieren: „Mit wenigen Worten viel zu sagen, ist eine Kunst. Eine große Torheit aber ist es, viele Worte zu gebrauchen und doch nichts zu sagen.“

Und hier fällt mir der im September dieses Jahres verstorbene Theologe und Bürgerrechtler Friedrich Schorlemmer ein, mit dem ich das Gesagte kurz und knapp zusammenfassen möchte. Fünf Tage vor dem Mauerfall lag es auch an Stimmen wie der von Friedrich Schorlemmer, dass die Revolution friedlich blieb. Schorlemmer forderte zwar unmissverständlich Freiheit und Demokratie, er sagte: „Wir lassen uns nicht mehr bevormunden.“ Aber er sagte zum Schluss seiner Rede auch, ich zitiere:

„Aus Wittenberg kommend, erinnere ich Regierende und Regierte – also uns alle – an ein Wort Martin Luthers: Lasset die Geister aufeinanderprallen, aber die Fäuste haltet stille.“

Beziehen Sie diese Aussage gerne auch auf den Umgang mit Populisten im Allgemeinen und auf das Verhalten gegenüber dem kleinen Populisten in sich selbst im Besonderen.

Herzlichen Dank für Ihre Aufmerksamkeit.